

Rede über Nothwendigkeit der Volksbildung, gehalten zu Lausen an der Jahresversammlung der basellandschaftl. Abtheilung des schweizerischen Volksbildungsvereins, den 24. Mai 1838

Autor(en): **Kettiger, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Schulblätter**

Band (Jahr): **4 (1838)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-865911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Juli und August.

Nede über Nothwendigkeit der Volksbildung, gehalten zu Lausen an der Jahresversammlung der basellandschaftl. Abtheilung des schweizerischen Volksbildungsvereins, den 24. Mai 1838, von J. Kettiger aus Niestal.

Verehrteste Mitbürger und Freunde!

Von den Vorstehern dieses Vereins aufgefordert, am heutigen Tage hier zu reden, möcht' ich vorerst dieser ehrenwerthen Versammlung meinen herzlichen Gruß entbieten, meinen Gruß Allen, die ein aufrichtiges Streben hieher geführt hat; allen Freunden des Vaterlandes und einer bessern Bildung seiner Bürger; Allen, sie mögen berufen sein das Gute zu fördern im Rathsaal oder auf der Kanzel, in der Schule oder in der Werkstätte; meinen Gruß endlich Euch, theuerste Mitbürger und Altersgenossen, deren Anblick mir die frohen Tage der Jugend vergegenwärtigt, welche ich in diesen Umgebungen verlebt habe. Wenn ich auch seit längerer Zeit mit dem Leben unseres Volkes nicht mehr in so enger Berührung und Bekanntschaft stehe, wie früher; wenn die Vorsehung mir außerhalb den Gränzen meiner engern Heimat einen Wirkungskreis angewiesen; so habe ich doch derselben Vermicklungen und Entwicklungen, ihre guten und bösen Tage mit jener Theilnahme beobachtet, womit der Menschenfreund und gute Bürger sie beobachten soll; so habe ich besonders auch diese ehrenvolle Gelegenheit nicht unbenutzt vorüberlassen wollen, an Euch, liebe Mitbürger und Freunde! ein Wort zu reden. Aber warum reden und wovon reden? Sind nicht während der letzten Jahre begeisterte vaterländische Reden duzendweise gehalten worden?

Sönnen nicht viele derselben noch in den Ohren ihrer Zuhörer? Wahrlich, so Manches auch fehlte; so mißlich es bisweilen da und dort stand; so groß Noth und Verlegenheit waren: an hohen Reden hat's nimmer gefehlt, und Herz und Zunge wußten Rath auch in den gefährlichsten Augenblicken. Insofern es auf's Reden ankam, ist dem Guten mit gehörigem Eifer nachgejagt worden. Welche Wahrheit hätte nicht ihren Verfechter, welche Idee nicht ihren Anpreiser, welche Beziehung zum vaterländischen und öffentlichen Leben nicht ihren Erörterer gefunden? Ist es aber besser geworden? Oder erging es den Rednern, wie dem heil. Antonius, als er den Fischen predigte, daß sie nicht besser wurden, sondern blieben wie zuvor? Warum also reden? Darum, weil die Wahrheit nicht oft genug gesagt werden kann! Aber wovon reden? Vom Vorwärtsschreiten! Ich höre aber fragen: Haben wir denn nicht, was wir brauchen? Warum sich nicht begnügen am Errungenen? Es ist wahr, von unten an, wo die Fluthen des Rheins und der Birz unsere Ufer benetzen, bis hinauf, wo die Höhen ihre Wasser der Aare zuschicken, breitet sich ein Ländchen aus, das an gesegneteter Fruchtbarkeit, an Manigfaltigkeit des Anbaues keinem andern im Schweizergaue nachsteht. Wo ein Hügel in den vom Gebirge entferntern Gegenden seinen Rücken dem Süden zukehrt, haben unsere Voreltern die Wälder gelichtet und den Weinstock hingepflanzt. An den Bächen und Flüssen des Thales gewinnt der Baselbieter in ergiebiger Doppelernte Gras im Ueberfluß, so daß Heu ein Ausfuhrartikel geworden. Selbst Getraide drischt die Mehrzahl der Ortschaften über ihren Bedarf. Wo aber die Thäler sich engen und die Berge höher ansteigen; wo ein rauheres Klima Wein- und Getraidebau unbelohnt läßt: da erst ist die rechte Heimat der Wiesenkultur, und mäht der Landschaftler seine Berggrasen und sömmert er auf Waiden zahlreiche Herden. In der Baumzucht wetteifern wir mit denjenigen Landstrichen der Schweiz, welche diesen Zweig der Landwirthschaft aufs Höchste getrieben haben, und der Landschaftler steht dem Thurgauer und Appenzeller nur insofern nach, als jener aus Kirschen und Zwetschgen den verderblichen Geist brennt und ihn trinkt, während

diese meist sich mit dem viel unschuldigern Saft begnügen, den sie aus Aepfel und Birnen kelttern. Nicht zu gedenken des vor einem Jahrhundert kaum noch beachteten überseeischen Bürgers, nun des Armen Trost und des Reichen Günstling, des trefflichen Erdapfels nämlich, der freilich beinahe überall gedeiht; nicht zu gedenken der gar nicht unbeträchtlichen Flachs- und Hanfpflanzung und des wichtigen Delbaues, will ich nur noch zweier Produkte erwähnen, des Holz- und Salzreichthums. Mit Wohlgefallen hat der Baselbieter längst schon seine holzreichen Berge betrachtet, und er weiß dieselben vorzüglich erst zu schätzen, seit sie ihm zum unmittelbaren Eigenthum geworden; dem Goldwerth seiner Salzquelle aber wird eine spätere Zeit oder werden veränderte Umstände Anerkennung verschaffen.

So dürfte also schon die Fruchtbarkeit und Beschaffenheit unseres Bodens zu dem Ausspruch berechtigen: Wir wohnen in einem Lande, wo Milch und Honig fließt. Werfen wir vollends einen Blick auf die übrigen Verhältnisse des ökonomischen Lebens; steigen wir hinauf zu unsern Sennen und zählen die tausend Käse, welche sie jährlich bereiten, und die Viehherden, welche sie groß ziehen und verkaufen; durchwandern wir die sogenannten Possamentergemeinden und gedenken der beträchtlichen Geldsummen, welche die fleißige Hand des Bandwebers verdient; ziehen wir endlich die Vortheile in Betracht, welche der Handelsverkehr auf den zwei großen Heerstraßen den Anwohnern derselben bringt: so scheint es wohl nicht übertrieben, wenn wir, gleich jener entzückten Mutter am Christbaume, fragen: Was fehlt denn noch zum Guten? Und nicht aus dem Wege scheint es, wenn Einer kömmt und, über Alles hinaus noch die volksthümliche Verfassung uns vor Augen haltend, fragt: Was wollt Ihr mehr? Ich aber sage: Die so reden und so fragen, verstehen's nicht oder wollen's nicht verstehen. Denn nicht die rebenbesetzten Hügel, nicht die schönsten Saatsfelder, weder die fetten Triften noch die zahlreichen Herden, weder Handel noch Gewerbe, eben so wenig politische Unabhängigkeit und eine volksthümliche Verfassung, noch alle diese Güter zusammen machen die Wohlfahrt eines Volkes aus, sondern weise Benutzung dieser göttlichen Gaben begründet allein

das wahre Glück der Menschen. Was ist aber wahres Glück und was heißt weise Benutzung der zeitlichen Güter? Das sind freilich zwei Fragen, die von verschiedenen Menschen auch verschieden beantwortet werden. Die Einen preisen schon ihr Glück, so sie nur ihr tägliches Brot haben, wenn sie es auch unter Mühen und Anstrengungen essen. Das ist ein Glück; wer möchte aber behaupten, daß der Mensch nicht eines höhern fähig sei? Andere haben ihr Brot, jagen aber unablässig und mit ängstlicher Unruhe nach Vermehrung ihres Besitzthums, weniger um dasselbe zu nützen, als vielmehr um denken und etwa auch sagen zu können: „Wir habens.“ Sind diese die Glücklichen? Fraget sie, und wenn sie außer ihrem Reichthum nichts haben und aufrichtig sind, sie werden mit „Nein“ antworten und sagen: Wir hätten's besser machen können. Noch Andere suchen ihr Glück auf dem entgegengesetzten Weg, denken auch: „Wir habens,“ und lassen gut Vögelein sorgen, leben herrlich und in Freuden und müssen am Ende sagen: „Wir haben's gehabt,“ und ihre Erben sind gleich fertig mit Theilen. Heißt das Glück? Heißt das weise Benutzung? Oder sollen wir jene für die wahrhaft Glücklichen halten, welche aus Herrschsucht und Ehrgeiz Aemter suchen? Wahrlich, wen solche Beweggründe in die Raths- und Gerichtssäle führen, den dürfen wir um sein Glück nicht beneiden. Das Glück der Einzelnen, wie das eines ganzen Volkes beruht nicht auf äußern Gütern; selbst eine demokratische Verfassung gibt den Ausschlag nicht. Nicht in den äußern Verhältnissen, sondern über denselben erblüht dem Menschen sein Glück. Dort muß er suchen, dort wird er finden. Dadurch unterscheidet er er sich eben vom Thier, daß er edlere Genüsse kennt, als eine volle Krippe und schöne Weide, edlere Genüsse, als eine fette Kost und den Anblick voller Geldkisten, jene Genüsse nämlich, welche die Bildung des unsterblichen Geistes gewährt.

Und diese Seite des Lebens ist's, die geistige, wo der Landschafter noch zurücksteht hinter den Eidgenossen einiger andern Kantone, in dieser Beziehung muß er um allen Preis vorwärtsschreiten. Zwar hat er seit jenem wichtigen Maitage vor 47 Jahren, an welchem die städtische

Regierung ihn der Leibeigenschaft entließ, Riesenschritte gethan aus dem finstern Lande der Unwissenheit und des Aberglaubens in die hellern Umgebungen einer bessern Bildung. Noch steht er aber kaum im Dämmerlicht und meilenreiche Strecken sind noch zu durchwandern, bis er auf den sonnenreichen Anhöhen wirklicher Aufklärung angekommen sein wird. Der Baselbieter darf daher nicht etwa die Hände in den Schoos legen und, nachdem er Selbständigkeit und einen gewissen Grad von Wohlstand sich errungen, das Weiterstreben aufgeben. Das hieße dem Geist der Zeit Hohn sprechen und wider den Strom schwimmen. Gegentheils ist ganz in der Ordnung, daß gearbeitet wird, daß die Nahrungsforgen verschleucht, neue Erwerbsquellen aufgesucht, die vorhandenen erweitert und fruchtbarer gemacht, kurz daß die Vermögensumstände verbessert werden. Alles dieses muß jedoch in der Absicht und zu dem Ende geschehen, auf daß die Mittel sich vergrößern, wodurch wir gemeinnützige Anstalten und edle Bestrebungen heben und mehren. Wo wir aber nur erwerben, um im Mehrhaben unsere Lust, im Reichsein unsern Stolz zu finden, so hieße das im wahren Sinn des Wortes Schätze suchen, von welchen die Schrift sagt, daß die Motten und der Rost sie fressen, und daß die Diebe ihnen nachgraben und sie stehlen.

Ohne noch Gründe aus den politischen Verhältnissen herzuholen, möchte das Angeführte wohl hinlänglich überzeugen, daß wir unsere Kräfte vor Allem auf den Erwerb geistiger Mittel richten sollen. Fassen wir aber unsere Stellung als Republikaner ins Auge, so legen wir in die bereits beschwerte Waagschaale einen Stein, der unserer Ansicht bei Weitem das Uebergewicht gibt. Der Republikaner muß sich nämlich von dem monarchischen Unterthan nicht nur dadurch unterscheiden, daß er eine freie Verfassung hat, sondern dadurch, daß er verdient, eine solche zu haben; nicht nur dadurch, daß er seine Beamten selber wählt, sondern daß er verdient, gewählt zu werden, und daß er weiß, wen er wählt. Dadurch, sag' ich, muß sich die Republik von der Monarchie unterscheiden, daß in der Republik der Verstand vorzugsweise von unten nach oben, vom Volk nach dem Regenten hinwirkt, nicht wie in der

Monarchie, wo aller Verstand von oben kommt, und wo er in gutbefundenem Maße gleichsam tropfenweise verbraucht wird, um Land und Leute zu regiren.

Das haben von jeher die begeistertsten Freunde des Volkes, die aufrichtigsten Republikaner eingesehen und zu verwirklichen gesucht. Dafür hat auch sein ganzes, langes Leben hindurch jener wahre Prophet gekämpft, den sie vor 41 Jahren zu Birr im Aargau begraben haben, jener edle Menschenfreund, den kein Schweizer ohne dankbare Verehrung nennen sollte, weil er nicht einer Stadt, nicht einem Kanton allein, sondern uns Allen, ja der Menschheit angehört, der hochherzige Heinrich Pestalozzi. Und was hat er denn gewollt, wofür hat er denn gelitten und gelebt, der heldenmüthige Pestalozzi? Nichts Geringeres war sein Ziel, als die Veredlung seines Volkes, Erhebung desselben aus leiblichem Elende und geistiger Schmach, aus Noth und Armuth, aus Unwissenheit und Aberglauben. Und auf welchem Wege wollte er zu diesem Ziele gelangen? Auf dem Wege einer naturgemäßen Erziehung, „einer Erziehung, die, wie er selbst kurz vor seinem Tode sagte, in alle Weltverhältnisse naturgemäß und befriedigend eingreifen und allen Bedürfnissen des Erziehungswesens genug thun sollte.“ So sollte es werden, ist aber noch nicht so. Und gar wunderliche Begriffe walten in Sachen der Erziehung. Viele Leute meinen, erziehen sei ziehen, und ziehen drauf und dran, die Einen dahinaus, die Andern dorthinaus, der nach seinem Kopf und nach seinem Zwecke, der nach seiner Einsicht und nach seiner Aussicht hin; der nach alten Bauerregeln, der nach gelehrten Grillen. Der gründet seine Erziehung auf Eigennutz und Selbstsucht, jenen leiten andere, eben so unedle Beweggründe. So aber ist's nicht christlich und soll's nicht sein, am allerwenigsten in einer Republik, am allerwenigsten bei uns Schweizern, wo ein Pestalozzi wirkte und lebte, und das Leben Besseres und Höheres heischt.

Einige Andeutungen und Winke über Erziehung und vorzüglich über Erziehung in Republiken zu geben, ist der Hauptzweck meiner heutigen Rede. Es ist, besonders mit wenig Worten, nicht leicht zu sagen, was erziehen heißt; darum will ich's auch nicht versuchen und es lieber

darauf ankommen lassen, daß Jeder aus dem, was über Erziehung gesagt wird, sich am Ende den Begriff davon selber bilde.

Der Mensch wird erzogen und erzieht sich selber. Erzogen wird er von Eltern, Verwandten, von Schulmeistern, Lehrmeistern und andern Meistern, und vom Leben und von seinem Schicksal; sich selber erzieht er vermöge seiner Anlagen und Kräfte und seines guten Sinnes und Willens. So geht er denn in manche Schule, der Mensch, und wird nimmer fertig von der Wiege bis zum Grabe. Mancher lernt viel und geht wohlerzogen hinüber in ein anderes Leben, einer bessern Schule entgegen; an Manchem hingegen will Alles nichts fruchten, und es wäre gut, ein solcher bliebe, was er im Anfang gewesen, ein unschuldiges Kindlein; so käme er nicht aus jeder Schule viel schlimmer heraus, als er hineingegangen, und würde nicht ungezogener und ungeschlachter alle Lage.

Wir wollen nun, theuerste Freunde, einige der Hauptschulen durchwandern und vorzüglich auf zwei Sachen sehen und denken: einmal darauf, wie die Schulen wirklich sind, und dann, wie sie sein sollten und sein könnten. Wir treten zuerst ein in ein Schule, wo der Mensch seine zarteste Jugend zubringt; wo sein bildsames und biegsames Wesen so viele und so bleibende Eindrücke empfängt, daß diese Schule nicht selten dem ganzen spätern Leben die Richtung gibt; wo die verschiedenartigsten Charaktere und Talente auf einer Bank sitzen, aus einer Schüssel essen; wo die Mutter das Regiment führt und in Person Landrath und Regierung- und Erziehungs-rath und Richter vereinigt, und von wo aus nur einzelne Fälle vor das Obergericht des Vaters kommen: in die Wohnstube nämlich wollen wir treten. Sie ist eine wichtige Schule, die Wohnstube, und es kommt viel darauf an, wie die Mutter darin schaltet und waltet, wehrt und lehrt; denn:

Was die Alten sungen,
zwitschern auch die Jungen,

sagt Luther. Viel kommt darauf an, ob die Mutter nur wehrt und schilt; ob es nur heißt: „Hör uf!“ „Loß st!“ „Sitz still!“ „Gang us Weg!“ ob sie in übelverstandnem Eifer nur allein arbeitet und beobachtet und die Kinder

in leerem Müßiggang dahin leben und höchstens das thun und das ansehen, wozu der Augenblick und die Umstände sie anregen, und sie wohl an Alter und Ellenmaß, aber nicht an Weisheit und Verstand zunehmen; ob nur der Magen der Kinder erweitert und vollgestopft wird, Kopf und Herz aber öd' und leer bleiben, und die sittliche, religiöse und geistige Entwicklung dem Zufall überlassen wird: oder ob Liebe und Treue hervorstrahlt aus dem Benehmen der Mutter; ob ihre Thätigkeit den Kindern ein Beispiel wird fürs Gute; ob sie mit wohlberechneter Absicht wirkt; ob sie versteht, Sinn und Geist der Kinder anzuregen; ob sie versteht, liebevoll zu ermahnen, ernst zu strafen, verständig zu lehren, sittlich zu stärken, religiös zu erheben und zu erwärmen, Liebe einzulösen; Liebe zu gewinnen. Nur da kann die Erziehung gedeihen, nur da können dem Staate Bürger erwachsen, die einst seine Zierde sein werden, wo die Mutter ihre hohe Aufgabe versteht; wo sie im Geiste christlicher Liebe und elterlicher Treue wirkt und schafft. Wer das einsieht, dem darf nicht erst klar gemacht werden, daß eine Mutter mehr können muß, als Strümpfe stricken und flicken und die Pfanne handhaben, und Seiden winden und Neben binden, dem darf nicht erst klar gemacht werden, wie wichtig es sei, daß für Bildungsstätten guter Mütter, für Töchterschulen gesorgt werde.

Nach solcher Betrachtung der Wohnstube richten wir unsere Blicke auf die eigentliche Schule, auf die Anstalt, welche die Aufgabe hat, nicht nur den Kopf aufzuputzen und aufzustutzen; nicht nur ihn mit allerlei nützlichen und brauchbaren Kenntnissen zu bereichern; nicht nur die Sinne zu schärfen und den Geist zu entwickeln: sondern auch die sittliche Kraft zu üben; für wahrhaft Gutes und Schönes Lust zu erwecken; Liebe zu Volk und Vaterland anzufachen und zu veredeln und das Gemüth ächter Religiosität aufzuschließen.

Solche große, hohe Aufgabe hat die Schule. So viel liegt dem Lehrer, dem Schulmeister ob. Das weiß der rechte Lehrer wohl, und es wäre nicht gut, so er's nicht wüßte. Aber eben dieses Bewußtsein von der Wichtigkeit des Lehrerberufs ist Manchem schon gefährlich geworden, wenn er

dieselbe unrichtig verstanden und statt auf seine Stellung, sein Amt und seine Wirksamkeit sie überzutragen, dieselbe in seiner Person gesucht und, obgleich er sie nicht darin gefunden, sie doch hin seine Person gesetzt hat. Darum kann dieses Bewußtsein, so nothwendig es einem Lehrer ist, die Quelle jener schädlichen und lächerlichen Seelenkrankheit werden, die man Schulmeisterdünkelnennt. Doch ich muß wieder zurückkehren; ich wollte wohl von der Schule, aber nicht gerade vom Lehrer reden. Die Schule bietet noch andere Verhältnisse dar, und wäre z. B. viel zu sagen und lange zu reden über das Verhältniß der Kinder zur Schule, des Lehrers zu den Kindern, über das Verhältniß der Gemeinde und des Staats zu der Schule, über das Verhältniß zwischen Lehrern und Eltern, über das Verhältniß zur Wissenschaft und zum Leben und von so manchem Andern mehr. Von allem zugleich können wir heute nicht reden und wollen daher nur Einzelnes herausheben.

Was das Verhältniß zwischen Schule und Gemeinde betrifft, so ist für's Erste nöthig, daß jeder Bürger, jeder Einwohner von der Wichtigkeit der Schule überzeugt sei; dann aber, daß dieser Ueberzeugung gemäß gehandelt und das Gedeihen der Schule auf alle mögliche Weise gefördert werde. Denn mit der Ueberzeugung allein ist's nicht gethan; Mancher hat sie wirklich, thut aber nicht danach. Die Schule ist eben so wichtiges Gemeingut als Weitweiden und Waldungen. Sie ist selber eine Weitweide, nur in edlerm Sinne als die gewöhnliche. Da wartet stets die schönste Weide und hütet ein besorgter Hirt. Sichtbar gedeihen die Schafe und kommen heim, alle Tage schöner. Auch einer Waldung mag sie verglichen werden, die Schule, einer Waldung, worin der Gemeinde Bauholz erwächst und Nußholz: hier ein kräftiger Eichwald künftiger, tüchtiger Vorsteher; da ein aufschießendes, immergrünes Tännicht trefflicher Mütter; dort der dichtstehende Buchenschlag fleißiger Bürger. Haltet sie nur in Ehren diese Weitweide, diese Gemeindewaldung, ihr Vorsteher, ihr Bürger alle! Wählet treue Hirten, bestellet kundige Förster! Dem Hirten und dem Förster aber müßt ihr nicht Alles allein überlassen, noch ihm Alles übertragen. Ein

Jeder thue selbst, was er kann. Gehet nach, sehet zu, reget an, muntert auf! Besonders ihr, die ihr von der Gemeinde zu dem wohl bisweilen schwierigen Amte der Schulpflegerschaft bestellt seid, haltet durch euere Aufmerksamkeit den Hirten und die Schafe im Athem! Besucht nicht nur dann und wann die Schule, sondern thut, was euer Amt ist, pfleget sie! Redet ihr das Wort daheim und bei der Gemeinde! Helfet ihr auf, ihr geistlichen Schulpfleger, durch geistliche und geistige Speise! Lehret, rathet! Nützet, ihr Bürger alle, nützet das schöne Recht, auf euere Schulen so wesentlich einwirken zu können! Die Freiheit ist euer und sie wird euer bleiben und größer werden, so ihr auf die Schulen achtet. Ihr pflanzt dadurch Freiheitsbäume, nicht wurzellose, sondern wurzelhafte; nicht abdorrende, sondern immergrüne. Eine Gemeinde aber, die ihre Schule als nothwendiges Uebel ansieht, als eine Anstalt, welche nur viel Geld kostet; eine Gemeinde, die, wenn ein Schulhaus gebaut werden soll, wenn Schulmittel fehlen, wenn es sich um vortheilhaftere Stellung eines guten Lehrers handelt, den Hals des Gemeindefekfels zuschnürt: eine solche Gemeinde legt sich selber das Band an den Hals, womit sie den eigenen Athem hemmt.

Wenn man aber den Gemeinden Alles aufladen will und sie Alles thun sollen; was bleibt alsdann dem Staat zu thun übrig? Soll der, gleich einem großen Herrn, nichts thun und zulugen, wenn Andere arbeiten? Hat nicht der Staat den größten Nutzen von der Erziehung seiner Bürger? Wer so fragt, hat Recht und Unrecht. Er hat Unrecht: denn aus seinen Fragen geht hervor, daß er nicht genau weiß, wer der Herr ist, der zulugen will, und daß er unter Staat Einen versteht, der in einen andern Sackel haust, als die Gemeinden. Insofern hat er sehr Unrecht, der Frager. Eben diese Mißkennung des einfachen, wahren, natürlichen Verhältnisses zwischen Staat und Volk, an dessen Stelle die Diplomaten und Staatskünstler, die Doktrinäre und Conservativen künstliche Systeme setzen, diese Mißkennung, sag' ich, hatte von jeher all jene Zwietrachtigkeit im Gefolge, wodurch in die Verwaltung namenlose Verwirrung kommt und wodurch allein

Revolutionen möglich sind. Staat und Gemeinden sind Eins und dürfen nicht getrennt werden. Was dem Einen frommt, hilft auch den Andern auf; wo aber die Einen Schaden nehmen, fühlt ihn auch der Andere. Der Staat ist nicht etwa der Vater der Gemeinde, sondern die Gemeinde ist die Mutter des Staats. Er hat aber doch auch Recht, jener Frager, wenn er nämlich auf seine Fragen die Antwort erwartet, der Staat müsse auch das Seine thun, auch arbeiten für die Mutter. Ja das muß er. Er muß als ein braver, wohlgezogener Sohn treu walten, muß im Hause die Oberaufsicht führen an der Mutter Statt, muß weise Einrichtungen treffen und stets wachen, Tag und Nacht, zu seinem und der Mutter Bestem. Der Staat muß durch zeitgemäße, ausführbare Schulgesetze den Gang des Schulwesens ordnen, ihm einen Organismus geben, der den Baum zur Blüthe, die Blüthe zur Frucht treibt. Außerdem, daß er Beiträge reicht an des Lehrers Befoldung; daß er mittelst der Prüfung von Schulstellen Suchenden den Zudrang untüchtiger Lehrer verhütet; sorgt er geflissentlich für Bildung guter Lehrer — geflissentlich, das will soviel sagen: Er läßt's nicht darauf ankommen, ob sich Jemand und wer sich etwa für den Lehrerberuf entscheiden möchte; nicht darauf ankommen läßt er's, ob sich Gelegenheit zur Bildung von Lehrern finde oder nicht: vielmehr muntert er taugliche Sünge auf zum Besuch von Lehrerbildungsanstalten, leistet er ihnen Beiträge an die Kosten und weist er ihnen den Weg dahin, wo guter Same gestreut wird; sei es nun an den Bodensee, wo Vater Wehli lehrt, oder nach Lenzburg, wo der Geist eines Augustin Keller waltet, oder nach Rüßnacht, oder nach Münchenbuchsee. Solcher Sorge darf ein Staat, der seine hundert Lehrer braucht, aber keine eigene Bildungsanstalt für solche besitzt, sich nicht entschlagen; ja ich möchte selbst die Mahnung aussprechen, daß an Errichtung eines eigenen Seminars gedacht werden sollte. Eine solche Anstalt, die bald Fortbildung schon angestellter, bald Bildung neuer Lehrer zur Aufgabe hätte, würde freilich dem Staate einige Kosten verursachen, jedoch ihm einen Segen bringen, der das aufgewendete Geld zehnmal aufwiegen müßte, besonders wenn die Kosten da-

durch vermindert werden könnten, daß diese Bildungsstätte auf irgend eine Weise mit einer der Bezirksschulen in Verbindung gebracht würde.

Doch wer wollte alle die Pflichten des Freistaates gegen die Schule darstellen?

Was dann die Eltern thun können zu sicherer Erreichung der Schulzwecke, ist wenig und viel; wenig in Leistungen, viel in Folgen. Wenn Eltern sich vor der Meinung hüten, daß die Schule Alles thun müsse, und sie die Hände nicht mit an die Speichen legen dürfen; wenn sie gegentheils von der Ueberzeugung beseelt sind, auch sie seien an ihren Kindern zu erziehen und zu unterrichten verpflichtet; wenn sie dieser Ueberzeugung gemäß die häusliche Erziehung leiten: so haben sie zwar noch nichts Großes gethan; aber doch einen guten Theil ihrer schönen Pflicht erfüllt. Wenn aber die Eltern ihre Kinder ununterbrochen zum Schulbesuch anhalten; wenn sie ihnen Achtung einflößen für den Lehrer, zunächst durch ihr eigenes Benehmen, durch die Art und Weise, wie sie vom Lehrer reden und wie sie seine Person und seine Stellung behandeln; wenn sie stets darauf bedacht sind, dem Kinde die Wichtigkeit des Unterrichts, der Lehrgegenstände, der Wissenschaft vor Augen zu halten: so haben sie zwar wieder nichts Großes gethan, aber in vollem Maße ihre Pflicht erfüllt, eine Pflicht, so folgenreich, daß ganze Schachteln voll Giltbriefe deren Nichterfüllung nicht gut machen könnten. Wie wahr und unwiderlegbar dieses ist, so stellt die Wirklichkeit uns häufig das gerade Gegentheil vor Augen. Wir hören Eltern klagen über den Schullohn; klagen, daß sie die Kinder zur Schule schicken müssen und nicht bei der Arbeit halten können; klagen über die Strenge des Lehrers und er wolle die Kinder Dinge lehren, die sie niemals nöthig haben; wir sehen ganze Schaaren von Vätern wegen unfleißigen Schulbesuchs ihrer Kinder an den Schranken des Gerichts erscheinen, und vernehmen ihre unzureichende Vertheidigung: auf was anders läßt Alles das schließen, als daß eine Großzahl von Eltern noch immer nicht zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß eine gute Erziehung das segenvollste Erbe ist, welches sie ihren Kindern hinterlassen können. Ein wohlerzogener, gut unter-

richteter Mensch findet schon Mittel, seine äußern Verhältnisse zu verbessern, und wenn auch das Unglück Sturm läuft auf seine zeitlichen Güter, so weiß er mit Standhaftigkeit die Schläge des Schicksals zu ertragen, oder durch Thätigkeit und fluggewandten Sinn das Traurige seiner Lage zu mildern. Der Rohe, der Unwissende, der Ungebildete aber wird ein Spielball der Umstände und schleppt in Noth und Elend sein Leben dahin, oder er geräth auf den Weg des Lasters und stirbt als Verbrecher. So viel vermag Erziehung, so viel können Eltern thun, so viel versäumen.

Und der Lehrer, was muß denn der in die Schule bringen, wenn er thun soll, was seines Amtes ist? Ich komme hier auf einen Gegenstand, über den ich viel zu sagen hätte; allein ich habe die Versammlung schon so lange in Anspruch genommen, daß es am Platz ist, wenn ich mich kurz fasse und zum Ende eile. Dreierlei sichert wesentlich dem Lehrer eine segensreiche Wirksamkeit. Es sind: Kenntnisse, Methode oder Unterrichtskunst und Begeisterung für die Sache der Erziehung. Diese Drei machen den Lehrer zum Schulmeister. Es mag wohl überflüssig und hier der geeignete Ort nicht sein, davon zu reden, welche Kenntnisse dem Lehrer nothwendig sind. Wenn über die Wichtigkeit von Kenntnissen gar kein Zweifel mehr herrscht; wenn die Zeit vorüber ist, wo Diejenigen Schulmeister wurden, welche zu einem andern Beruf zu ungeschickt und selbst zu dumm waren; wenn heut zu Tage die Forderungen an den Lehrer von der Art sind, daß schon die ersten Wochen seiner Amtsthätigkeit ihm zur Erkenntniß bringen, was und wie viel er wissen muß: so sind hingegen sowohl Lehrer als Schulbehörden noch nicht allgemein genug von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auch die gründlichsten Kenntnisse beim Mangel an Methode nicht hinreichen und zu vergleichen sind einem wohl fruchtbaren, aber nicht urbaren Stück Landes. Eine Schule, deren Lehrer nach der wahren, naturgemäßen Methode lehrt, gleicht einem Baum, der in sich selber die Kraft hat zum Wachsen, Grünen, Blühen und Früchte Tragen; eine Schule aber, deren Lehrer ein Ubrichter ist, gleicht einer Maschine, welche zwar nach

dem Willen des Meisters sich bewegt, auch Früchte erzeugt, aber nicht jene an der Sonne des Geistes gereiften Früchte innerer Lebenskraft, welche Geist und Herz nähren, stärken und erwärmen, sondern jene wässerigen Herbstlinge, welche nur den Magen des Geistes, daß Gedächtniß nämlich, aufblähen und vollstopfen. Die wahre Methode erzieht, indem sie unterrichtet, und unterrichtet, indem sie erzieht; die falsche unterrichtet nicht, sie richtet ab, und erzieht nicht, sondern verzieht; die wahr Methode bildet, die falsche verbildet.

Aber nur dann wird der Lehrer im Stande sein, nach der rechten Methode zu lehren, wenn er vom rechten Sinn und Geist, von der rechten Liebe zur Sache belebt ist, wenn Begeisterung für die Bildung des Volks ihn zum Beruf des Lehrers getrieben hat. Diese Begeisterung, welche hervorgeht aus allgemeiner christlicher Menschenliebe, erzeugt jene Liebe zur Tugend, ohne die alle Mühe, alles Treiben des Lehrers eitle segenlose Lohndienerei ist, und ohne die es Keinem gelingen wird, sich die Liebe seiner Schüler zu gewinnen. Wechselseitige Zuneigung zwischen Lehrer und Schülern ist aber unerläßliche Bedingung einer christlichen Schule. Sie muß aber, diese Zuneigung, auf dem angedeuteten Verhältniß beruhen. Der Lehrer liebt vor Allem seine Sache, ihn begeistert die Idee, daß er für das Wohl seiner Nebenmenschen, seines Volkes wirkt. Die Tugend ist der Gegenstand, an welchem seine Idee verwirklicht, für das Leben fruchtbar gemacht wird. Wie könnte es nun anders sein, als daß der also Begeisterte Liebe hegt zu seinen Schülern und zwar nicht zu einem nur, sondern zu allen? Einem solchen Lehrer fühlen die Kinder an, daß er sie liebt, und wie durch eine geheime Kraft werden sie von ihm zur unmittelbaren persönlichen Gegenliebe hingerissen. Auch der Lohndiener, der, dem Begeisterung fehlt, erweist und empfängt Liebe, aber eben weil er nicht, so zu sagen, durch die Idee hindurch seine Schüler in ihrer Gesamtheit liebt, hat er Lieblingsschüler und Sündenböcke, und werfen ihm Schüler und Eltern Parteilichkeit, Härte, Nachlässigkeit, Mangel an Geduld und all jene Sünden vor, welche die Gottverlassenheit seines Beginnens nothwendig im Gefolge haben muß.

Vieles hätt' ich noch zu sagen; ich will aber schließen. Mögen meine Worte erkannt werden! Möge die Zeit nicht ferne sein, wo alles Volk, auf den Höhen und in den Thälern unseres schönen Landes, einem Vereine gleicht, dessen Glieder alle wirken für geistige, sittliche, religiöse und vaterländische Bildung; wo ein Jeder arbeitet, vor Allen das zu hegen und zu pflegen, was göttlich an ihm und in ihm ist. Möge zu Herbeiführung dieser Zeit und dieses Zustandes der göttliche Geist ächten Christenthums sein in den Eltern unserer Kinder, in den Lehrern der Schulen, in Predigern und Seelsorgern, in den Vorstehern der Gemeinden, und namentlich in den Gliedern der Landesbehörden! Dann erst werden wir mit rechter Freude und mit Bewußtsein alle die Güter genießen, womit die Vorsehung unser Land gesegnet hat.

Ueber das Vielerlei der Unterrichtsgegenstände in den Schulen.

Wenn sich die frühere Einrichtung der Schulen auch darin von der heutigen unterschied, daß sie sich auf möglichst wenige Unterrichtsgegenstände beschränkte, und diese wenigen wiederum in sehr engen Gränzen auffaßte und ausgeführt wissen wollte; so verfolgt die heutige Zeit hierin Igerade die entgegengesetzte Richtung. Wir finden in allen neuern Schulgesetzen, Schulorganisationen, Schulprospecten, Schulschriften u. s. f. eine Menge Unterrichtsfächer aufgeführt, von denen man früher gar keine Ahnung hatte. Und treten wir dann in die danach durchgeführten Unterrichtsanstalten selbst hinein, so müssen wir hie und da über den Umfang, wo nicht über die Kleinlichkeit und Mengstlichkeit staunen, womit jedes Fach im Einzelnen tractirt wird. Wo früher in Dorfschulen das dürftigste Lesen neben dem Auswendiglernen eines Katechismus die ausschließliche Aufgabe der Schüler war, wo früher sogar von Rechnen so wenig getrieben wurde, daß die Schüler selbst den Lehrer nie über vier hinaus zählen hörten und kriksen sahen; da hört man jetzt in einem Vormittag von Lesen, Schreiben, Formenlehre, Zeichnen, Singen, Kopfrech-